

Die Radiopredigten

Auf Radio SRF 2 Kultur und Radio SRF Musikwelle gehört, zur Ergänzung notiert.
Es gilt das gesprochene Wort

Adrienne Hochuli Stillhard, röm.-kath.

14. Januar 2018

Einander brauchen

Hld 8, 10b

Liebe Hörerin, lieber Hörer

Meine Nichte hat Sommersprossen. Als sie noch klein war, war sie stolz darauf. «Das isch öppis Bsundrigs und es hät nöd jede.», sagte sie.

Heute ist meine Nichte elfeinhalb. Neulich hat sie zu mir gesagt: «Weisst du, ich könnte die Sommersprossen ja auch wegschminken, wenn ich grösser bin.» Am liebsten hätte ich erwidert: «Aber du bist doch schön. Du brauchst sie dir nicht wegschminken.» Ich habe es mir verkniffen, weil ich wusste, dass es nicht das war, was sie hören wollte. Dass es sie nicht trösten würde, dass ich sie schön finde. Und so sagte ich zu ihr: «Weisst du, ich bin überzeugt davon, dass es irgendwann einen Menschen geben wird, der deine Sommersprossen genauso liebt wie dich. Der sie zählt, während du schläfst und keine davon weggeben würde.» Meine Nichte hat gelächelt, aber ich habe ihr genau angesehen, dass es sie nicht überzeugt hat.

Man könnte nun sagen: Ach, es geht bei diesen Sommersprossen ja nur um eine Äusserlichkeit! Ich glaube nicht, dass ich meiner Nichte gerecht geworden wäre, wenn ich das gedacht hätte. Ich bin ziemlich sicher, dass es eben nicht um eine reine Äusserlichkeit ging, die ich mit einem Satz hätte wegweisen können. Es ging um etwas viel Grundlegenderes. Meine Nichte hat es nicht explizit ausgesprochen, aber ich habe es mitgehört. Diese ganz grundlegenden Fragen und Zweifel, die viele Menschen umtreiben – nicht nur Jugendliche und junge Erwachsene. Diese bangeren Fragen: Wird es Menschen geben, die mich lieben, auch wenn ich nicht perfekt bin? Bin ich ge-

nug mit dem, was ich bin und was ich kann, um im Leben, in der Gesellschaft bestehen zu können? Werde ich den Ansprüchen genügen können, die man an mich stellt – in der Familie, in Freundschaften, in der Partnerschaft, in der Schule und später im Beruf?

Mir sind Fragen und Zweifel sehr vertraut. Bin ich gut genug oder müsste ich besser sein? Reicht es, was ich bin und gebe oder müsste es nicht noch mehr sein? Müsste ich vielleicht gar anders sein, als ich bin?

Es wird ja oft gesagt, man muss sich selbst befreien von diesen Zweifeln. Man muss lernen, mit sich zufrieden zu sein, sich zu lieben, die eigenen Stärken zu sehen, an sich zu glauben. Ich finde das nicht grundsätzlich falsch. Aber ich finde es falsch zu sagen, dass man das alleine kann und alleine können muss. Mein Leben hat mich gelehrt, dass ich andere brauche, die mir helfen, mich von meinen Zweifeln zu befreien.

Meine Lebensschönheit – und damit meine ich nicht etwas Äusserliches, sondern mein Leben als Ganzes. Meine Lebensschönheit ist nicht nur das, was ich bin, mir erkämpfe und erarbeite, sondern auch das, was andere mir geben. Ich lebe nicht nur aus mir selbst heraus. Ich bin nicht nur die, die ich bin. Ich bin auch das, was andere in mir sehen, was sie mir zutrauen, was sie mir schenken.

In der Bibel gibt es einen wunderbaren Text, der von dieser geschenkten Lebensschönheit erzählt. Es ist das Hohelied im Ersten Testament. Es ist das Lied zweier Liebender, die einander anschauen und schön werden im Blick des Gegenübers. Am Ende des Hohelieds sagt die Frau über sich selbst:

In seinen Augen bin ich geworden wie eine, die Frieden findet.

Für mich ist es einer der schönsten Sätze der Bibel. Die Frau birgt sich mit ihrem ganzen Leben, mit all ihren Fragen und Zweifeln in den Augen jenes Menschen, der sie liebt. Und dieser liebevolle Blick verändert sie. In den Augen des Geliebten werden ihre Fragen und Zweifel ruhig und sie findet einen Frieden, den sie sich nicht selbst erkämpft und errungen hat, sondern der ihr geschenkt wird.

Die Frau im Hohelied macht die Erfahrung, dass sich etwas verändert, wo Menschen einander liebevoll anschauen. Wo sie einander Freundschaft schenken, Schwächen nachsehen und Fehler verzeihen. In den Augen eines Menschen, der einen gern hat, verschwinden die Makel, Schwächen und Fehler nicht, aber der Blick hilft, Frieden damit zu finden.

Diese Erfahrung, in den Augen eines anderen Menschen gut aufgehoben zu sein, obwohl ich nicht makellos und perfekt bin, hat mich etwas Grundlegendes gelehrt: Ich kann und muss mir die wesentlichen Dinge im Leben nicht selbst geben. Ich muss mir meinen Lebensfrieden nicht selber erkämpfen. Ich muss nicht meine eigene Liebhaberin und meine eigene Trösterin sein.

Ich brauche den Blick eines Menschen, der mich liebt, auch wenn ich nicht immer liebenswert bin, der mir Fehler verzeiht und Schwächen nachsieht. Ich brauche diesen Blick, der mich schön findet, bevor ich mich schön gemacht habe. Ich brauche die Umarmung, in der ich mich bergen kann, wenn ich mich verloren fühle. Ich brauche den Trost, wenn ich untröstlich bin. Ich brauche den Zuspruch, wenn ich mutlos bin.

Man könnte nun sagen: Das ist ja trivial, was ich heute Morgen erzähle. Ich glaube aber, es ist gar nicht immer so leicht, sich im Blick eines anderen Menschen zu bergen. Gerade in einer Zeit, in der so viel zählt, was man aus eigener Kraft schafft. Es braucht Mut, auf andere angewiesen zu sein, sich einzugestehen, dass man sich nicht alles selbst geben kann.

Ich sehe auch, dass viele Menschen diese Erfahrung nur selten machen oder nie. Dass sie diesen Blick nicht finden, der sie birgt und ihnen Frieden schenkt. Dass Menschen einander diesen Blick auch immer wieder verweigern – in der Partnerschaft, in Freundschaften, bei der Arbeit. Wie oft vermitteln wir einander das Gefühl, eben nicht zu genügen – mit dem, was wir sind, was wir geben, was wir leisten. Mich stimmt das nachdenklich und traurig.

Auch wenn die Weihnatskrippen längst abgeräumt sind, bindet uns Christinnen und Christen das Zeichen, das Gott an Weihnachten gesetzt hat, eigentlich weit über dieses Fest hinaus. Gott legt seine Macht und Stärke ab

und wird bedürftig. Angewiesen auf die Liebe, Fürsorge und Wärme anderer. Genauso wie wir. Das Kind in der Krippe erzählt, dass nicht Macht und Stärke das Leben retten, sondern die Liebe. Dass es nicht die Schwäche des Menschen ist, andere zu brauchen, sondern seine Würde.

Wenn sich unsere Würde aber darin bildet, im Blick des Gegenübers Frieden und Lebensschönheit zu finden, müssten wir versuchen, einander diesen Blick zu schenken. Immer wieder. An den vielfältigen Orten, wo wir das Leben miteinander teilen. Diesen Blick, in dem wir einander gegenseitig bergen – mit den Sommersprossen und sonstigen Fleckchen, die wir alle mit uns herumtragen. Diesen Blick, der die Zweifel ruhig werden lässt und uns sagt: Du genügst. Diesen Blick, der uns das schenkt, was das Leben trägt, wir uns aber nicht selbst geben können.

Amen.

Adrienne Hochuli Stillhard

Borrweg 80, 8055 Zürich

adrienne.hochuli.stillhard@radiopredigt.ch

Auf Radio SRF 2 Kultur und auf Radio SRF Musikwelle um 10.00 Uhr (kath.) und um 10.15 Uhr (ref.)

ISSN 1420-0155, Herausgeber: Katholisches Medienzentrum, Reformierte Medien. Jahresabo per Kalenderjahr zu Fr. 45.-- als PDF-Datei. Einzel-Expl. im Kopie-Verfahren für Fr. 3.-- über Radiopredigt, Postfach 1914, 4001 Basel. Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdruckes, jegliche Reproduktion sowie Übersetzungen bleiben vorbehalten. Bestellungen und Elektron. Versand: Radiopredigt c/o Reformierte Medien, Pfingstweidstrasse 10, 8005 Zürich, mail: abo@radiopredigt.ch Produktion: Reformierte Medien, Zürich